

Integriert, aber unterfordert und überqualifiziert

Ausländer und Ausländerinnen sind überdurchschnittlich in schlecht bezahlten und wenig prestigeträchtigen Anstellungen tätig. Manche üben eine solche Tätigkeit in der Schweiz trotz guter Ausbildung in ihrem Heimatland aus. Wie gehen die Betroffenen mit dieser Diskrepanz um? Welche Auswirkungen hat die Arbeitsituation auf die Zukunftswünsche, auf die Gesundheit oder auf das Familienleben? Katrin Hostettler und Thomas Mazurkiewicz haben mit «überqualifizierten» Ausländerinnen und Ausländer in Schweizer «Low-Level-Jobs» gesprochen und ihre Geschichten aufgezeichnet.

32 *Frau V., Ärztin aus Mazedonien, arbeitete zuletzt während drei Jahren in der Küche eines grossen Altersheimes in der Region Bern. Dort half sie mit, die täglich anfallenden Rüst- und Putzarbeiten gewissenhaft zu erledigen. Seit zwei Monaten ist sie nun im gleichen Heim als Pflegeassistentin angestellt. Die direkten Kontakte zu den pflegebedürftigen Bewohnern und Bewohnerinnen tun ihr gut, wecken jedoch auch schmerzliche Erinnerungen an ihre eigene frühere Tätigkeit als Ärztin in ihrer Heimat.*

Frau J., Lehrerin aus Sri Lanka, arbeitet seit 13 Jahren in einem Putzinstitut in Bern. Eine Weiter- oder Zweitausbildung kommt für sie, die nun sehr gut Deutsch und sogar etwas Französisch gelernt hat, nicht mehr in Frage. Sie ist mittlerweile verheiratet und Mutter zweier Kinder. Finanziell reicht es zwar für den Alltag, nicht aber um Visionen zu verwirklichen.

Auch Herr A. aus Kroatien steckt in einer Sackgasse. Der gelernte Maschineningenieur arbeitete jahrelang als Hilfsarbeiter bei der SBB. Die körperliche Schwerarbeit hinterliess gesundheitliche Schäden. Wegen eines Rückenleidens ist Herr A. seit Anfang des Jahres arbeitsunfähig und bezieht

eine IV-Rente. Da er noch zwölf Jahre von der Pensionierung entfernt ist, möchte er sich gerne umschulen lassen. Dies klappte jedoch aus den genannten gesundheitlichen Gründen und der daraus entstandenen finanziellen Situation bislang noch nicht.

Diese Erfahrungen sind keine Einzelfälle. Im Rahmen unserer Untersuchung an der Höheren Fachschule für Sozialpädagogik in Luzern hat sich gezeigt, dass nicht selten gut ausgebildete ausländische Arbeitskräfte in der Schweiz Tätigkeiten verrichten, die weder eine Qualifikation noch fundierte Sprachkenntnisse benötigen und welche deshalb unterdurchschnittlich entlohnt werden. Diese so genannten «Low-Level-Jobs» werden insbesondere im Gastgewerbe, im Detailhandel und in der Reinigungsbranche angeboten. Von 18 befragten Migrantinnen und Migranten gaben 14 an, dass die berufliche Tätigkeit für sie einen hohen Stellenwert innehatte. Mehr als der Hälfte macht es dann auch Mühe, dass sie ihr Fachwissen aus ihrer früheren Berufstätigkeit nicht einbringen können. Oft wissen die betroffenen Personen auch gar nicht, an wen sie sich wenden können, um zu erfahren, ob ihr Diplom in der Schweiz anerkannt wird.

Da wegen finanziellen, sprachlichen oder familiären Schwierigkeiten kaum Möglichkeiten zur Aus- oder Weiterbildung bestehen, arbeiten die betroffenen Personen häufig während vielen Jahren in diesem unteren Lohnsegment. Die dabei entstehenden Belastungen sind vielfältig: Körperliche Schwerarbeit, Schichtdienste und finanzielle Sorgen wirken sich nicht zuletzt negativ auf die Gesundheit aus. Etliche der Befragten klagten über Schlafstörungen, Müdigkeit, Angstgefühle, Essstörungen, körperliche Schmerzen bis hin zu Depressionen. Schon die Migrationssituation an sich stellt für die meisten eine grosse Belastung dar. Dass besonders der unsichere Aufenthaltsstatus verschärfend wirkt, zeigt sich darin, dass mit Erlangen der Bewilligung B (oder zu einem späteren Zeitpunkt die Bewilligung C) sich die persönliche Situation meist entspannt.

Die Erfahrungen des Mediziners A.M. und der Mittelschullehrerin J.V. zeigen auf, welche Folgen eine berufliche Schlechterstellung in der Migration für die Betroffenen haben kann.

Kein Geld für Kinderschuhe

«Ich wurde vor 43 Jahren in Kroatien geboren», erzählt der Kroat A.M. «Dort besuchte ich während acht Jahren die Volksschule und machte anschliessend mein Abitur. In Belgrad erlangte ich nach sechsjährigem Studium mein Diplom in allgemeiner Medizin. Ich war Assistenzarzt am Universitätsspital in Rijeka und arbeitete daran, ein Diplom als Facharzt für Chirurgie und Kinderchirurgie zu erlangen. 1991 brach im ehemaligen Jugoslawien der Krieg aus. Ich wurde eingezogen und war während der folgenden 18 Monate damit beschäftigt, an vorderster Front Noteingriffe an Verwundeten vorzunehmen sowie die Versorgung und den Weitertransport der Verletzten zu koordinieren. Da ein Mangel an medizinisch ausgebildeten Personen herrschte, war ich fast pausenlos im Einsatz. Dazu kam, dass mich diese Zeit finanziell ruinierte. Vor dem Krieg hatte ich umgerechnet rund 2 600 Franken verdient, mit denen ich meiner damaligen Frau und meinem achtjährigen Sohn ein angenehmes Leben ermöglichen konnte. Während des Krieges verdiente ich noch etwa 300 Franken. Es schmerzt mich noch heute, dass ich damals nicht in der Lage war, meinem Kind ein gutes Paar Schuhe zu kaufen.

Auch meine Berufsperspektiven sahen schlecht aus. War es bis vor dem Krieg kein Problem, eine Anstellung als Arzt zu bekommen, hatte der Krieg für das ganze Land schlimme finanzielle Folgen. Es war absehbar, dass der Staat nach Kriegsende zahlreiche Stellen würde streichen müssen. Hinzu kam, dass mir zum Erlangen des Diploms als Facharzt für Chirurgie noch drei Semester fehlten. Mein früherer Mentor jedoch war nicht mehr da. Damals flohen die meisten Oberärzte ins Ausland oder sie eröffneten eine Privatpraxis.

Nach 18 Monaten an der Front war ich nervlich und physisch am Ende. Ein ärztliches Gutachten bestätigte dies und empfahl einen Kuraufenthalt. Dann hatte ich die Möglichkeit, mit dem Konvoi einer Hilfsorganisation, die zu jener Zeit im Kriegsgebiet aktiv war, über die Grenze nach Italien zu fahren. Ich kannte einige Personen, die bei dieser Organisation tätig waren, und wusste deshalb, dass die Mitfahrenden von Hilfsorganisationen, die jeweils von Militärs an die Grenze eskortiert wurden, am Zoll kaum kontrolliert wurden. Ich hatte nichts zu verlieren; meine Karriere als Arzt konnte ich nicht weiterführen, und auch die langjährige Ehe war unterdessen zerbrochen. So nutzte ich diese Chance und kam nach Italien. Von dort reiste ich weiter über Österreich zu Bekannten nach Ulm, Deutschland. Erfolglos versuchte ich, eine Aufenthaltsbewilligung zu erlangen und Arbeit zu finden. Mein gesamtes Geld war wegen der Flucht aufgebraucht und ich verliess Ulm nach zwanzig Tagen.

Arbeiten, um die Gedanken zu verdrängen

In die Schweiz reiste ich bei Schaffhausen ein. Im Dezember 1994 benötigte man noch kein Visum. Unterkunft und etwas Arbeit fand ich bei einem guten Freund, der in einem Dorf im Kanton Zürich ein Restaurant führte. Nach rund drei Monaten ohne Aufenthalts- und Arbeitsbewilligung wurde ich im Rahmen einer Polizeirazzia in einem Zürcher Restaurant kontrolliert. Mein Pass wurde eingezogen, und ich musste einige Tage später bei der Polizei erscheinen. Bei dem Gespräch wurde mir klar, dass ich nur zwei Möglichkeiten hatte: entweder das Land zu verlassen oder Asyl zu beantragen. Es widerstrebt mir, Asyl zu beantragen, es erschien mir entwürdigend. Doch da dies die einzige Möglichkeit war, auf legalem Weg in der Schweiz zu bleiben, füllte ich schliesslich in Kreuzlingen das Asylgesuch aus. Eine Woche später wurde ich in ein Asylzentrum in Amden weitergeleitet.

Es folgte die schlimmste Zeit, die ich in der Schweiz erlebte habe. Auf engstem Raum lebte ich mit den verschiedensten Menschen und ihren Schicksalen zusammen. Ich fühlte mich eingesperrt und gefangen. Pro Tag standen mir drei Franken als Taschengeld zu. Zwar wurde ich von meinem Freund finanziell unterstützt, dies verbesserte meine Lebenssituation jedoch nur wenig. Mindestens ebenso belastend war für mich nämlich die Tatsache, dass es praktisch keine Beschäftigungsmöglichkeiten

Intégré, mais sous-utilisé et surqualifié

Comment se sentent les immigrés, qui, malgré une bonne formation, n'exercent en Suisse qu'un travail de bas niveau? Cette fâcheuse situation a-t-elle des conséquences sur l'état de santé de l'intéressé, sur sa vie de famille? Dans le cadre de leur formation à la Haute école de pédagogie sociale, à Lucerne, Katrin Hostettler et Thomas Mazurkiewicz ont interviewé quelques personnes «surqualifiées». La situation de deux d'entre elles est présentée en détail. Ces deux personnes se plaignent de ne pas pouvoir utiliser leurs compétences et leurs qualifications et se sentent ainsi dévalorisées. L'ancien médecin souffre de ne pas pouvoir utiliser ses connaissances en chirurgie, l'ancienne enseignante de collège se bat contre des dorsalgies, des troubles digestifs et du sommeil.

im Asylzentrum gab. Die lange Zeit des Herumsitzens und Zuhaltens konnte ich lediglich damit ausfüllen, mir über meine momentane Situation den Kopf zu zerbrechen. So benutze ich die Arbeit auch heute noch dazu, um mich von zu viel Gedanken abzulenken.

In der damaligen Situation half es mir, dass ich mich mit zwei Männern, ebenfalls Akademikern, die sich in der gleichen Lage befanden, austauschen konnte. Dazu kam der Aufbau einer engen partnerschaftlichen Beziehung mit einer Schweizerin, die ich bereits in Ex-Jugoslawien kennen gelernt hatte.

Katrin Hostettler ist gelernte Krankenschwester und arbeitet seit rund fünf Jahren als Betreuerin in einem Heim für erwachsene Menschen mit geistiger und/oder körperlicher Behinderung.

Thomas Mazurkiewicz hat eine Ausbildung als Bauingenieur ETH und arbeitet seit vier Jahren als Betreuer in einer Therapiestation für ehemalige Drogenabhängige.

Der Beitrag basiert auf einer Projektarbeit zu interkultureller Pädagogik, welche die beiden Autoren zusammen mit Daniel Buser und Dario Palermo im Mai 2003 im Rahmen ihrer berufsbegleitenden Zweitausbildung an der Höheren Fachschule für Sozialpädagogik in Luzern vorgelegt haben.

Heirat in der Schweiz

Mit dem Asylstatus F (vorläufig Aufgenommene) verschickte ich mehrere Bewerbungen, unter anderem an das Universitätsspital Zürich. Eine Sekretärin dort teilte mir und meiner Freundin in einem Gespräch mit, dass ich kaum Chancen hätte, in diesem Status eine «anständige» Anstellung zu finden. Mit einer Bewilligung B wäre dies schon viel einfacher. So standen meine Freundin und ich vier Monate später vor dem Standesamt und heirateten. Plötzlich ging alles einfacher. Ich zog in den Kanton Zürich und bewarb mich für eine Stelle im medizinischen Bereich. Innert Monatsfrist war ich als Unterassistent im Bereich Orthopädie und Chirurgie in einem Regionalspital im Kanton Schwyz angestellt. Bereits nach drei Monaten wurde mir allerdings gekündigt, da das Kontingent für Arbeitskräfte mit Bewilligung B aus anderen Kantonen für den Kanton Schwyz ausgeschöpft war.

Etwa 100 Bewerbungen später fand ich Arbeit als Nachtwache und Betreuer in einer Einrichtung für Drogenabhängige in Zürich. Dort arbeite ich nun seit April 1996. Obwohl ich unterdessen den Schweizer Pass besitze, der Arbeitsmarkt mir also offen steht, finde ich keine Anstellung als Arzt, da mein Diplom hier nicht anerkannt ist. In meiner Arbeit fühle ich mich zwar integriert und gebraucht, aber auch unterfordert und überqualifiziert. Meine chirurgischen Kenntnisse und Fähigkeiten würde ich gerne einsetzen können. Obwohl ich Europäer bin, fühle ich mich in der heutigen Situation minderwertig. Ich versuche nach wie vor einen Weg zu finden, damit mein Diplom in der Schweiz anerkannt wird. Obwohl ich langsam resigniere, versuche ich es auch dieses Jahr nochmals.»

Von den eigenen Leuten ausgenutzt

«Ich wurde 1958 im ehemaligen Jugoslawien geboren, besuchte während acht Jahren die Volksschule und machte anschliessend das Gymnasium und den Hochschulabschluss mit Diplom als Lehrerin», beginnt J.V. ihre Migrationsgeschichte. «Bereits während dieser Zeit lernte ich etwas Deutsch. Während zwei Jahren unterrichtete ich dann an einem Gymnasium.

1992 flüchtete ich wegen des Krieges in die Schweiz und lebte hier bis 2001 mit dem Ausländerausweis F. Während dieser Zeit arbeitete ich als Putzfrau, als Kindermädchen, als Kellnerin, als Übersetzerin, als Küchengehilfin und vertrug nebenbei Zeitungen. Manchmal arbeitete ich auch schwarz, um über die Runden zu kommen. Dies oft bei Bekannten gleicher Nationalität, die mich jedoch finanziell völlig ausnutzten. In dieser Zeit litt ich stark und es ging mir gesundheitlich schlecht. Daran war jedoch die Gesamtsituation schuld, nicht nur die berufliche. Ich hatte trotz ständiger Müdigkeit Schlafstörungen und Existenzängste. Ich fiel mit der Zeit in Depressionen. Dazu bekam ich Essstörungen: Appetitlosigkeit und Fressattacken (Bulimie) schwächten mich zunehmend. Auch Rückenschmerzen und ein immer wiederkehrender Druck in der Herzgegend machten mir zu schaffen.

Häkelkurse vertreiben die Traurigkeit nicht

Persönlich erlitt ich während dieser Zeit eine Identitätskrise. Ich verlor viel an Selbstvertrauen und wurde von der Optimistin zur Pessimistin. Ich verlor meinen Mut und das Vertrauen in meine Fähigkeiten. In diesen Jahren fühlte ich mich nutzlos und minderwertig. Noch heute reagiere ich empfindlich auf Anschuldigungen oder ungerechtfertigte Kritik.

Mit der neuen Situation in einem mir fremden Land musste ich von einem Tag auf den andern umzugehen versuchen. In meiner Heimat konnte ich bei Schwierigkeiten auf die Unterstützung meiner Familie zählen. In der Schweiz wurden mir Häkel- und Strickkurse angeboten, um über meine Traurigkeit und Verzweiflung hinweg zu kommen.

Engagement für andere Migrantinnen

Meine Situation hat sich mit dem Erlangen des B-Ausweises stark verbessert. Zwar leide ich zwischendurch noch immer unter Depressionen, und der Schmerz, der mit der Flucht in mein Herz gezogen ist, meldet sich auch immer wieder. Ich vermisse meine Heimat. Ich vermisse die mir von Kindheit an vertrauten Gerüche, Stimmungen und Töne. Trotzdem möchte ich heute in der Schweiz bleiben und in der Schweiz arbeiten. In meinem Heimatort hat sich alles verändert. Auch die Menschen. Jene, die während des Krieges dort geblieben sind, werfen mir heute vor, ich sei einfach abgehauen. Heute engagiere ich mich beruflich für Migrantinnen. Ich wirke oft als Vermittlerin zwischen den Kulturen, mache Übersetzungen. Mittlerweile bin ich auch verheiratet, mit einem Mann aus Serbien.

Meine Vision? Ich möchte meine kreativen Seiten ausleben können. Etwas Schönes zu kreieren, zum Beispiel Schmuck, oder meine Lebenserfahrungen in schriftlicher Form aufzuzeichnen, weisen in eine Zukunft, der ich wieder mit Optimismus entgegensehen kann.»



■ Schweizer und Ausländer tauschen Mittagsverpflegung aus; auf einer Baustelle in Bülach, ZH.

■ Suisses et étrangers font la pause de midi sur un chantier de construction à Bülach, ZH.

Roland Gretler